

## **Beatrix Mannel**

### **Gipfelkunst**

Als ich wieder zu mir komme und die Augen öffne, sehe ich über mir den Himmel, wie mit Azuritfunken gesprenkelt.

Azuritfunken?

Ich blinzle ein paarmal. Kein Zweifel!

Dann habe ich diesen mörderischen Sturz also überlebt. Goldene Pigmente von Erleichterung tanzen durch mein Herz. Doch als ich den Blick vom Himmel zu meinem Körper hinabwende, verebbt meine Freude jäh. Durch die zerfetzten, bleiweißen Unterröcke sehe ich meine Beine, merkwürdig verdreht, wie von Hieronymus Bosch für ein Höllenbild gemalt, aber ich spüre sie nicht. Dafür hat sich etwas in meine Lunge gebohrt, das jeden Atemzug in einen Messerstich verwandelt. Trotz all dem ist mir leicht, ja geradezu seltsam wohl zumute. Bilder ziehen rasend schnell durch meinen Kopf, verschwommene Farbflecken, wie Eichenalleen, die am fahrenden Automobil vorbeifliegen.

Mir wird flau bei dem Gedanken, das könnte der Tod sein, mit einem Abschiedsgruß, der mir den Übergang erleichtern soll. Aber ich will keine Reise durch den Kreuzweg meines Lebens. Ich darf jetzt nicht sterben, ich muss das Bild doch noch fertig malen!

Wütend tasten meine blutverschmierten Hände nach Halt in dem Geröll unter mir, ich versuche mich aufzurichten, um dem Tod von der Schippe zu springen. Es ist noch einiges zu erledigen!

Doch das Einzige, was ich bewegen kann, sind meine Augenlider. Ich atme tief ein, gerade wegen des stechenden Schmerzes in meiner Brust, denn Schmerz bedeutet, dass ich lebe. Weit entfernt läuten Kuhglocken, und der Duft von Sommerregen steigt vom feuchten Geröll in meine Nase. Der Regen hat den staubigen Grat vorhin so rutschig gemacht, da hatte er leichtes Spiel.

Der Gedanke daran lässt mich meine Augenlider wieder schließen. Ausruhen, Kraft schöpfen für mein baldiges Aufstehen, mein Weitergehen. Doch ich finde keine Ruhe, vor meinem inneren Auge zieht Bild um Bild vorbei, schneller und schneller ... der Tod hat kein Mitleid mit mir, es gibt wohl kein Entrinnen aus dem Diorama meines Lebens ...

Ich sehe den östlichen Teil des Klammerspitzkamms von oben, dann mich selbst, bepackt mit Staffelei und allerlei Malgerät, wie ich verliebt singend neben ihm herwandere – und das mit Hut und Humpelrock und in vollem Korsett, weil er mein Reformkleid ablehnt.

«Als würdest du mit Spinellschwarz einen Schatten über das aurigelbe Leuchten deiner Kurven werfen,» sagt er, umfasst meine Taille, hebt mich mühelos hoch, als wäre ich einer seiner Borstenpinsel, und küsst mich auf den Mund, mit diesem hungrigen Ausdruck in den Augen, den er immer hat, wenn er meinen Mal-Unterricht um andere Lektionen erweitert.

Unvermittelt springen die Bilder von hier weiter zurück an den Künstlermarkt in Pasing. Polarsilberner Schnee schwebt durch die knisternd kalte Nacht.

Er!

Groß. Geradezu statuarisch. Etwas geht von ihm aus. Als er sich zu dem Stand mit meinen Bildern umdreht, erkenne ich ihn sofort. Der bewunderte Maler aus der Künstlerkolonie in Obermenzing. Dozent an der Münchner Akademie der

Künste. Ein geheiligter Hort der Kunst, dessen Patriarchen eher noch weiblichen Kakerlaken Einlass gewähren, als uns Künstlerinnen den Zugang zu erlauben.

Er zieht seinen Fellhandschuh aus und nimmt ein kleines Ölgemälde in die Hand. Mein Mohnblumenstillleben. Mustert es, nickt bedächtig und fragt, wer das gemalt hat. Seine unerwartet warme, tiefe Stimme schmilzt Löcher in die eisige Luft. Durchklingt sogar mein Korsett, vibriert in meiner Brust in venezianisch roten Tönen. Ich bemühe mich um Haltung, will niemandem Eingang gewähren. Gefühle sind schwierig für mich. Malen ist einfacher.

«Das war ich», beantworte ich seine Frage und muss mich mehrfach räuspern. Er wirkt überrascht, nickt wieder und kauft das Bild. Für seine Gattin, die sicher Gefallen daran fände, auch wenn sie an Kunst kein Interesse hätte. Diese Worte hätten mir Warnung sein können.

Ohne zu feilschen, zahlt er den vollen Preis. Während ich das Bild einpacke, lobt er meinen pastosen Strich. Spricht über die Plastizität des goldenen Skarabäus neben den abgefallenen Blütenblättern am rechten Bildrand. Er will wissen, warum ich ausgerechnet einen Skarabäus und nicht eine Fliege oder einen Schmetterling gewählt habe.

Von so einem angesehenen Künstler zu Details in meinem Bild befragt zu werden, ist völlig neu für mich. Überrascht bemerke ich, wie sich Wirbelstürme aus tiefrotem Jaspis in meiner Körpermitte ausbreiten. Das lässt mich zunächst nur stockend antworten.

Doch während ich mich ihm erkläre, kommen die Worte dann flüssiger, wie mit Leinöl vermischt, und schließlich schauen wir beide, wie in einer einzigen fließenden Bewegung, zusammen in den Nachthimmel. So als würden auch wir uns am Licht der Sterne orientieren, wie der Skarabaeus satyrus, der seinen Weg allein durch das Funkeln der Milchstraße findet.

Wo ich malen gelernt habe?

Ich fühle mich etwas unwohl, als ich die Großherzogliche Malerinnenschule in Karlsruhe als Referenz angebe, aber die Wahrheit wäre für ihn vielleicht nicht zu verkraften. Schnell ergänze ich, dass ich durch den viel zu frühen Tod meiner Eltern nur kurz dort sein konnte.

Betroffen schüttelt er den Kopf, eine Haarlocke, glänzendes Terra Siena, löst sich wie ein übermütiges Kind, das im Flug von einer Schaukel springt. Er ignoriert die Locke, bedauert, dass so ein Talent brach liegen muss, und bietet an, mich als seine Privat-Schülerin aufzunehmen.

Begeistert hämmert mein Herz gegen das Fischbeinkorsett, so laut, dass ich meine, er müsse es hören können. Ich würde alles tun für meine Malerei, wirklich alles. Ich glaube nicht, dass er eine Vorstellung davon hat, wie weit ich gehen würde. Doch ich will keine Almosen. Möchte für ihn arbeiten, seine Leinwände vorbereiteten, spannen, grundieren ...

«Wie wäre es, wenn Sie mir im Gegenzug Modell stehen, Sie sind ja, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, eine recht ansehnliche Person», schlägt er vor.

Auch wenn das nicht gerade das überschwänglichste Kompliment ist, das ich je gehört habe, berührt es mich tief, weil *er* es gesagt hat. Die Hitze, die mir in die Wangen steigt, ist reines Zinnoberrot.

Er legt seine Hand unter mein Kinn und zwingt mich, ihm in die Augen zu sehen. Bei deren Anblick durchfahren mich neugierige Schauer. Keine Farbe, die ich je so gesehen hätte! Und ich kenne mich mit Pigmenten besser aus als jeder andere. Im ersten Moment fühlte ich mich wie umfassen von diesem sonnendurchfluteten Sommerhimmel in Ägyptisch Grün, doch je tiefer ich eintauche, desto mehr verändert sich das Licht darin in etwas Kaltes, ungemein Elektrifizierendes.

Ich starre ihn wortlos an, muss schlucken, atmen, nochmal hinsehen, welche Wahrheit ist in diesen Augen zu finden? Wird mich dieser Mann wirklich alles lehren, was er weiß? Ich jedenfalls werde die Stunden als sein Modell dazu nutzen, der eifrigste Adept seiner Kunstphilosophie zu werden.

Doch dann bleibt er beim Malen vollkommen stumm. Offensichtlich soll ich allein durch Beobachten lernen, und das tue ich. Mir entgeht keine seiner Bewegungen, nicht das kleinste Zögern an der Palette. Wie er da steht, in einem Samtkimono in arabischem Malachit, ein Grün, das seiner Iris etwas von ihrem Leuchten nimmt und seine Brust dafür herkulisch wirken lässt. Der Taillengürtel wird im Laufe einer Sitzung immer schlaffer und fällt bisweilen ganz, gibt den Blick frei auf seinen bloßen Oberkörper, den ich nicht in Öl, sondern in Tempera malen würde, ein paar Pigmente Rauschrot vermischt mit Bleiweiß, darüber eine Lasur aus Nelkenrosa.

Genießerisch leckt er immer wieder seine Pinsel an, bevor er sie in die Farbe eintaucht, was im Falle von Rauschrot tödlich enden könnte. Er glaubt, sein Speichel verleihe jeder Farbe das gewisse Je ne sais quoi.

Während ich steif hindrapiert auf der Chaiselongue sitze, frage ich ihn schüchtern nach seinen Ideen über Licht und Schatten, aber er winkt ab, seufzt, bittet um Ruhe und wird immer wütender. Nach langem Insistieren meinerseits verrät er mir, was ihn beschäftigt. «Es ist dieser rote marokkanische Ockerton, das jugendliche Glühen deiner Haut!», sagt er und wirkt gequält, während seine Worte glimmerleichte Gefühle in mir tanzen lassen. Eine Annäherung!

«Ich fühle mich herausgefordert, dieses Glühen abzubilden, doch solange dein Körper in dem lichttötenden Ballast deiner Kleider weggesperrt ist, kann das niemand schaffen, nicht einmal der heilige Lukas selber. Wie wäre es damit?»

Unwirsch reicht er mir ein indisches Seidentuch, das in einem sanften Lapislazuli schimmert.

Ich hätte auch ein löchriges Feigenblatt genommen, das einzig Ungehörige in der Kunst besteht für mich darin, zu leugnen, was ist.

Kaum habe ich die Kleider ab- und das Tuch umgelegt, beehrt uns seine Frau. Sie kommt selten in das Atelier im Garten, und wenn, dann langweilt sie ihn mit Fragen zur Kindererziehung oder der Menüplanung – sie führen ein großes Haus, die ganze Münchner Haute Volée ist bei ihnen zu Gast. Doch sie hat kein Gespür dafür, wie sehr ihn diese Banalitäten langweilen. Es mangelt ihr eindeutig an Respekt gegenüber seiner Kunst. Warum ein Genie heiraten, das man nicht schätzt?

Etwas Nasses tropft von meiner Stirn. Ich reiße die Augen auf und bin entsetzt, wie sehr ich in die Vergangenheit abgetaucht bin. Rückwärts betrachtet erscheint alles lächerlich offensichtlich, so zwingend ...

Ich gebe meinen Füßen den Befehl, sich zu bewegen, vergeblich. Blut tropft auf meine zerrissene Bluse. Ich drücke meinen Rücken fester auf das Geröll unter mir, nicht das kleinste Steinchen rührt sich vom Fleck. Was kann ich sonst noch tun?

Ich rufe um Hilfe, doch trotz all meiner Anstrengung kommt nur ein heiseres Stöhnen aus meinem Mund. Wie es scheint, ist der Tod mächtiger als ich und zwingt mich zurück in meine Vergangenheit.

Nachdem seine Frau gegangen ist, drapiere ich mich mit dem Seidentuch auf der Chaiselongue im Atelier, das nicht mehr ganz so kalt ist wie noch im Winter. Seine Blicke wärmen mich, und wo sie forschend auf meiner Haut verweilen, fühlt es sich an, als würde ich von Brennläsern getroffen.

Stunden später, wieder angekleidet und von seinen Blicken noch immer aufgeladen, betrachte ich das Ergebnis. Mich erstaunt die Wahl dieser doch eher gewöhnlichen Fleischtöne. Wie kann er sich damit zufriedengeben?

Farben bedeuten mir alles, ich kann sie spüren, kann hören, wie sie miteinander sprechen, ich rieche ihren Atem, ihre Wahrheit, und hier sehe ich nur ein Bild und vermisse die Wahrheit.

Wenige Tage später wünscht er das Farbspektakel meiner Venusmuschel zu ergründen. Ich würde ihm womöglich eine ganze Palette in Purpurviolett vorenthalten, nur um ihn zu quälen.

Niemals würde ich meinem Meister etwas vorenthalten! Ich bitte ihn, mir die Positionen zu zeigen, die ihm vorschweben, denn ich möchte ihn glücklich sehen. Meine besten Bilder entstehen aus einem inneren Hochgefühl, während das, was ich im Kummer erschaffe, oft bemüht wirkt, schwunglos und fehlfarbig.

Außerdem bin ich unfassbar neugierig zu erfahren, wie das «Farbspektakel» aussehen wird, denn dieser Teil meines Körpers ist mir bisher ebenfalls verborgen geblieben.

Während er sich diesem neuen Sujet mehrere Tage widmet, bleibt er eigenartig abweisend, hadert immerzu mit den Ergebnissen und zeigt mir keinen einzigen Entwurf. Bis ihm an einem ungewöhnlich heißen Frühlingstag endlich klar wird, was ihn bisher so irritiert hat. Er wünscht subtil auch die Feuchtigkeit meines Schoßes anzudeuten. Luzide Perlglanzreflexe, vielleicht auch etwas Muskovitglimmer.

Als er bemerkt, dass ich nicht ganz verstehe, was er meint, reagiert er endlich wieder voller Wärme und mit einem neuartigen Lächeln, was ihn zum Verführer macht, zum Henker, zum Faun. All das wirkt wie ein Schlag in meine Kniekehlen und verengt meine Brust, so dass ich mich an ihn klammern möchte, um nicht ohnmächtig zu werden.

Ich gebe mich also, um der Kunst willen, diesen seinen neuen Lektionen hin, die er mit äußerster Einfühlsamkeit zu unterrichten weiß. Bewundernswert, wie anders

er hier seine feinen Rotmarderpinsel zu gebrauchen versteht. Mit deren Hilfe gelingt es ihm, immer wieder den gewünschten, subtilen Schimmer-Zustand herzustellen.

Doch in mir entfacht dieser subtile Glimmer reines indisches Weißfeuer. Schließlich springt dieses Feuer auf ihn über, setzt uns beide in Brand, bis nichts anderes mehr existiert, als nur diese flammende Lust am anderen, wann immer wir uns sehen.

Obwohl sein Unterricht nicht ein einziges Mal kunstästhetische Philosophien zum Thema hat, beschwingen mich genau diese Erfahrungen zu nächtelang, einsamen Malsaturnalien, in denen ich Farben neu mische und ausprobiere. Pinsel anders verwende. Ein ungeahnter Schaffensrausch überkommt mich, doch die leidenschaftlichen Ergebnisse verberge ich vor ihm, unsicher, ob meine neuartigen Bilder nicht seinen Spott herausfordern würden. Denn wie könnte ich das ertragen, nun, nachdem die Kunst sich mit der Liebe vereint hat?

Anfang August reist seine Frau mit den Kindern in die Villa nach Maiernigg an den Wörthersee. Er will nun ständig mit mir zusammen sein, und er besteht darauf, dass wir gemeinsam nach Unterammergau in die Sommerfrische fahren. Er will «vom Gipfel der Lust zu den Gipfeln der Berge, um dort die Gipfel der Kunst zu erreichen.»

So viele Gipfel in einem Satz, doch das einzig Wichtige für mich ist, dass wir dem Ruf ins Freie folgen! Endlich mit ihm zusammen malen!

In den Bergen, wo ich noch niemals zuvor gewesen bin.

Er mietet uns in einem kleinen Gasthof ein, jenem, in dem Freigeister und Künstler sehr willkommen sind. Adelina Patti, Ernst von Possart und Hugo von Hofmannsthal steigen hier ab und haben schon vorgebucht für die Passionsspiele in Oberammergau im nächsten Jahr.



Der erste Aufstieg von der Schleifmühlkapelle zum Pürschling ist trotz all dem Gepäck und meinem engen Rock unvergesslich. Ich kann mich gar nicht sattsehen an all diesen Farbexplosionen vor dem bleichgrauen Karst der Berge und dazu noch der Himmel – so umschließend und weit zugleich, was für eine Lust und Herausforderung, das in einem Bild zu verewigen.

Weil wir so spät losgezogen sind, ist es schon Mittag, als wir den Josepshflecken erreichen, eine Lichtung auf dem Weg zum Pürschlinghaus, einem ehemaligen Bergrefugium von Ludwig II., das jedoch leider dem Verfall anheimgegeben zu sein scheint.

Neben der kleinen Josepshfigur, die zur Verehrung an einem Baum angebracht ist, lagern wir. Mich wundert, warum ausgerechnet hier am Berg des armen Josepsh gedacht wird. Wenn ich an ihn denke, sehe ich sterbende Braunsteintöne, machtlos wie getrocknetes Blut. Oder wie sonst fühlt es sich an, wenn die Ehefrau von einem anderen geschwängert wird? Als würde jemand deine Ideen, dein Bild von der Welt stehlen und als das seine ausgeben. Kein Mann, den ich kenne, würde das wissentlich dulden. Mein Blick fällt auf meinen Meister – und der Gedanke daran, was er tun würde, wenn seine Gattin ihm einen Kuckuck unterschieben würde, bringt mich zum Lächeln.

In dem Moment dreht er sich zu mir, sieht es, kommt zu mir und küsst mich auf den Mund. Vielleicht ist es die Hitze, vielleicht auch meine Erschöpfung, aber heute bleiben die bunten Sensationen in meinem Körper aus. Er will wissen, warum ich so Mona Lisa-artig gelächelt hätte, doch als ich es ihm erklären möchte, winkt er ab und küsst er mich noch einmal, um mich am Weiterreden zu hindern.

Ich lade unser Gepäck ab, auch wenn alles in mir noch viel weiter hochwill, am liebsten bis zum Gipfel des Teufelstättkopf, die Aussicht muss dort geradezu

atemberaubend sein. Sehen, in welchen Farben sich die Welt von dort oben präsentiert.

Als ich vorschlage, nach einer kurzen Rast weiterzugehen, schüttelt er den Kopf und findet, ich sei unersättlich. Die 1.200 Meter Höhe, die wir jetzt erreicht hätten, sei fürs Erste doch mehr als genug. Dann wünscht er sich, dass ich unser Picknick vorbereite, während er zu malen beginnt.

«Ich habe noch keinen Hunger,» sage ich und gehe hinüber zu ihm, um meine Leinwand zu holen, denn er hat unsere Leinwände hochgetragen. Fragend zeige ich auf seine Leinwand. «Wo ist meine?»

Überrascht schüttelt er den Kopf« .Liebes, jeder trägt sein eigenes Material, das war doch klar!» Dann leckt er seinen Pinsel an und tunkt ihn in seine Palette.

Fassungslos starre ich ihn an, bekomme kaum Luft, als ob er mir das spitze Ende von diesem Pinsel direkt ins Herz gebohrt hätte.

Aber womöglich habe ich ihn heute früh, als ich mir seine Staffelei, die Farben und die Brotzeit umgeschnallt habe, voller Begeisterung und Aufregung, wirklich falsch verstanden. Morgen werde ich mich besser vorbereiten. Ich breite also die Decke aus, hole Brot und Käse aus dem Rucksack, und als ich fertig bin, rufe ich ihn zu mir, aber er ist so vertieft in seine Landschaft, dass er mich nicht hört.

Wenigstens mein Skizzenbuch habe ich dabei, ohne das gehe ich nie aus dem Haus, sogar in der kleinsten Rocktasche habe ich eines. Ich nehme den weichen Bleistift und fange an, ihn vor der Landschaft zu skizzieren.

Obwohl ich das Buch immer mit mir herumtrage, habe ich schon länger nicht mehr skizziert. Denn in den letzten Monaten war ich allein damit beschäftigt, die Gefühle, die er in mir auslöst, farblich umzusetzen. Ich habe ganz vergessen, wie diese feinen Linien Klarheit schaffen können. Ohne Pinsel und Farben muss ich sehr genau

hinschauen. Plötzlich spielen Proportionen wieder eine Rolle, und obwohl ich ihn gerade viel realistischer abbilde, erscheint er mir plötzlich fremd. Ich muss mich auf meine Arbeit konzentrieren, um ihr gerecht zu werden, dabei kommt eine innere Ruhe über mich, die sich wohl anfühlt.

Die Sonne über uns ist nun schon bisschen gewandert, beglänzt sein Haar, das feucht auf seinem imposanten Schädel klebt. Es erstaunt mich, wie schütter es geworden ist, und noch nie ist mir aufgefallen, wie sehr sich sein Bauch über seine Oberschenkel hin wölbt, wenn er sich auf dem Hocker vorbeugt, um mit dem Pinsel Farbe auf die Leinwand zu bringen. Als ich zeichnen will, was er malt, wundere mich der Bildausschnitt, den er gewählt hat, den würde ich nicht einmal für eine Postkarte in Betracht ziehen. Doch womöglich sieht er hier ein Spiel aus Licht und Schatten, das mir entgangen ist. Ich widme mich voller Hingabe den Tannen und dem spitzen Grat, der hinter ihm aufragt.

Plötzlich fällt ein Schatten über meine Schulter auf meine Skizze.

«Misslungen!», stellt er fest und runzelt die Stirn. «Konzentriere dich lieber auf Landschaften, da sind die Proportionen einfacher!»

Schweigend gelobe ich mir, morgen nichts anderes als meine Leinwand und meine Farben nach oben zu tragen und zwar so hoch ich kann.

Schmerz spaltet meinen Schädel gerade in zwei Hälften und verlöscht für einen Moment alles andere, sogar diese leidigen Erinnerungen.

Als ich wieder zu Kräften komme, blinzle ich ein paar Mal. Das Azuritfunkeln hat sich in tiefes Indigo verwandelt, in dunkel atmende Ruhe.

Nie war er gleich, der Himmel über dem Teufelstättkopf, geradezu launisch erschien er mir. Jeden Tag nahm ich aufs Neue diese Herausforderung an, stieg immer höher, bis ich endlich sogar die kleine Kletterpartie zum Gipfelkreuz wage. Berauschend! Nur von hier oben werde ich diesen Ammergauer Bergen gerecht.

Meine Pinsel und Farben malen den Berg nicht nur, wir *sind* der Berg, und es kommt mir vor, als könne ich sogar spüren, wovon er träumt.

Berauscht und glückstrunken kehre ich an diesem Tag vom Gipfel erst dann zurück, als die Sonne längst am Horizont verschwunden ist.

Er ist lange vor mir gegangen und als ich im Gasthof ankomme, speist er schon mit dem Bürgermeister von Oberammergau zu Abend. So kann ich in tiefen Schlaf fallen, ohne meinen Schaffensrausch mit Worten beflecken zu müssen.

Am nächsten Morgen verkündet er, und wirkt dabei wie eingehüllt in mürrisches Graugrün, dass unsere Zeit vorbei sei und wir zurückmüssten. Die große Jahresausstellung der Kunstakademie erwarte seine fachmännische Unterstützung.

«Pack die Bilder ein und beschrifte sie!», weist er mich an.

«Wirst du alle ausstellen?», frage ich, und dann – noch immer ganz durchdrungen von der machtvollen Kraft der Berge – wage ich einen Versuch: «Könnte ich nicht auch ein Bild ausstellen? Ein kleines?»

Er wendet sich mir zu und hüllt mich mit seinem Lächeln in kalten Nebel, der mir die Luft abschnürt.

«Meine Liebe, um Edouard Manet zu zitieren: ›Fräulein Morisot ist zauberhaft. Schade, dass sie kein Mann ist‹ ... du weißt ja, dass Frauen nicht ausstellen dürfen, und so sehr ich das auch bedaure, halte ich es doch für angemessen. Natürlich seid ihr mitunter wundervolle Musen, doch eurem Schoß entspringen nun mal eher Nachkömmlinge als wahre Kunst. Aber wer weiß, nach weiteren Unterweisungen wird sicher noch eine akzeptable Künstlerin aus dir.»

Ich schaue ihn an und bin sicher, er hat nicht die leiseste Ahnung, was er mir angetan hat, welchen Sturm seine Worte entfacht haben. Er hat mich an einen Mast auf Boschs Narrenschiff gefesselt und nun treibe ich über ein bleizinngelb gepeitschtes Meer dem graphitschweren Schlund der Hölle entgegen ...

Schmerz explodiert in meinem Kopf und durchbricht diese Bilderflut, mir ist kalt, ich habe angefangen zu zittern. Als ich die Augen öffne, sehe ich den Himmel über mir und erkenne die Milchstraße, nach der auch mein Skarabäus navigiert. Ich muss lächeln, ich habe mir ein Beispiel an diesem Mistkäfer genommen und bin unbeirrt vom Sturm auch durch diese Nacht meinen Weg gegangen.

Die Ausstellung ist eröffnet, und alle Welt redet nur von einem Bild meines Meisters, dem Teufelstättkopf.

Hier, so jubilieren alle, sei das Neue spürbar, hier sei ein farbexplosives Genie am Werk. Man wundert sich, warum das Bild nicht als zentraler Mittelpunkt der Ausstellung zu finden ist, sondern nur am Rande, im Gang, wie beiläufig hindekoriert. Man unterstellt ihm, dass er sehen wollte, ob die Kritiker auch wirklich überall hinschauen.

Es war sehr leicht, seine Signatur in mein Bild zu kopieren, und es dann unter die anderen zu mischen. Er hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, beim Hängen der Bilder dabei zu sein, das war unter seiner Würde. Gern überließ er das mir, zumal seine neue Muse dringend seine Unterweisung brauchte.

Ich bin gespannt, was er tun wird – er ist mir, trotz allem, stets so wahrhaftig vorgekommen, und ich halte mich bereit, warte auf ihn. Hoffe, er wird zumindest mir gegenüber eingestehen, dass ich es verdient habe, gesehen zu werden.

Doch er lässt sich feiern und schweigt.

Statt seiner besucht sie mich. Seine Frau, wolkige Ultramarinasche im Seidenkleid, rauscht herein und verlangt, mit mir zu reden.

(...)